

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 41

Artikel: Der Weg ins Leben [Fortsetzung]
Autor: Lilius, Charlotte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS

4. FORTSETZUNG



Wenn ich nicht von zu Hause fortgegangen wäre, läge ich nun auch im Grabe, denkst sie zuweilen und fühlt, wie kalte Schauer ihren Leib durchrieseln. Der blosser Gedanke an den Tod flösst ihr Unbehagen ein. Der Mutter war die ewige Ruhe wohl zu gönnen gewesen; sie, Francesca, aber wollte leben, lange und wahrhaft leben. Ihr Leben sollte reich an Abenteuern und Erfahrungen sein, so wie das des sagenhaften Grossvaters, von dem sie so viel hatte erzählen hören. Wie hatte sie gleich zu Felice gesagt: wenn ich einmal alt und lebensmüde bin, kann ich mich in meinem Dorf zur Ruhe setzen. Erst will ich etwas von der Welt gesehen haben.

Bis heute hat sie zwar noch nicht viel davon gesehen. Ihr jetziger Aufenthalt bedeutet aber nur die erste Etappe auf ihrem Weg. Sie wird weiter gehen, viel weiter, während Felice... Bah! Felice... Ein junger, tüchtiger Bursche mit starken Muskeln und vor Gesundheit strotzenden Körper, aufgeweckt und lebensfroh, wollte sich in einem Dorf begraben und dazu gar noch sie überreden, es ihm gleichzutun. Sie weiss nicht, ob das zum Lachen oder zum Weinen ist. Jedenfalls hatte er sich schwer getäuscht, wenn er tatsächlich geglaubt hatte, sie würde mitmachen. Er liebte sie, jawohl, das hatte sie längst in seinen Augen gelesen, schon damals, ehe sie von zu Hause verschwunden war. Und sie hatte im Grunde nichts gegen ihn, er war ein netter, sympathischer Bursche. Ihre grosse Liebe war er wohl kaum, aber davon träumte Francesca einstweilen auch gar nicht. Sie hatte auch wenig davon im Dorfe gesehen, die Mädchen heirateten eben, um einen Mann zu bekommen. Damit luden sie die ganze schwere Last des Lebens auf ihre Schultern, die sich bald genug darunter krümmten. Die Kinder kamen, brachten etwas Sonnenschein, aber um so mehr Mühe und Sorgen mit sich, wuchsen allmählich auf und gingen dem gleichen Schicksal wie ihre Eltern entgegen. Ein ewiger Kreisgang... Für die Männer bedeutete die Boccia-bahn und der Wein die einzige Entspannung, für die Frauen war der Klatsch zur alleinigen Unterhaltung in ihrem einförmigen Dasein geworden. Nein, so mochte Francesca nicht leben. Mochte Felice sich ruhig nach einer anderen umsehen! Da war ja Cecilia mit dem Madonnengesicht und den unschuldsvollen Kinderaugen. Die kannte gewiss nur eine Sehnsucht: im Dorfe zu bleiben, die Sklavin eines Mannes werden und Kinder gebären zu dürfen...

«Hallo, Francesca! Wo sind deine Gedanken heute Abend?» Giacomo, der junge Coiffeur, einer ihrer eifrigsten Bewunderer sieht sie fragend an. «Träumst du von einem Prinzen mit goldenen Locken?»

«Keine Eifersucht, Giacomo», erwidert sie, «so schön wie deine Dauerwellen sind sie bestimmt nicht».

Das schallende Gelächter der anderen Gäste unterstreicht Francescas Worte. Aber Giacomo wird nicht böse.

«Ich muss doch für meine Tätigkeit Reklame machen», erklärt er gutmütig. «Alles dem Geschäft zuliebe». Dabei streicht er behutsam mit der Hand über seine schwarzglänzenden, sorgfältig gelegten Wellen. Seine Augen hängen wie die eines treuen Hundes an Francesca, die soeben einem anderen Gast einen Campari einschenkt. Das Radio speit die gellenden Töne eines Jazzorchesters über die Häupter der Trinkenden aus, die sich jedoch wenig darum kümmern, sondern laut und aufgeregt ihre Gespräche weiterführen. Durch das Stimmengewirr an den Tischen ertönt zuweilen ein besonders derber Witz, gefolgt von einem dröhnenden Lachen. Francesca kümmert sich nicht darum. Anfangs hatte sie gefühlt, wie ihr das Blut in die Wangen schoss, wenn die Scherze der Männer gar zu gewagt und geschmacklos waren. Allmählich aber hatte sie sich an die Atmosphäre in der Bar gewöhnt. Nicht, dass sie sich etwa wohl dabei gefühlt hätte..., aber sie wollte aushalten, solange es nötig sein würde. Es bedeutete ja bloss eine Etappe auf ihrem Wege, jenem Weg, der in die weite Welt hinausführt und den sie gehen würde und musste, ganz wie ihr Grossvater den seinigen gegangen war. Sie durfte nicht schon beim ersten Meilenstein kehrt machen.

Soeben öffnet sich die Türe, ein neuer Gast tritt ein und bleibt auf der Schwelle stehen. Sein Blick schweift durch den engen, halbdämmrigen Raum und bleibt dann an der Theke haften. Das Mädchen dahinter zuckt kaum merklich zusammen, aber kein Lächeln des Erkennens geht über ihre Züge.

Felice — denn er ist es — durchmisst mit wenigen Schritten das Lokal und bleibt vor Francesca stehen. Er will etwas sagen, scheint aber die Worte nicht zu finden. Da lächelt sie ihn an; unbefangen und natürlich wie jeden Gast, den sie zu bedienen hat:

«Was ist gefällig? Wermuth oder Campari?»

Er sieht das Lächeln um den roten Mund, den lockenden, verführerischen Glanz ihrer dunklen Augen, sieht die weisse Hand mit den rotlackierten Nägeln — ein ungewohnter Anblick für ihn — und dann bleibt sein Blick an dem Halsausschnitt ihres Kleides haften. Gerade dorthinein, in das weisse Grübchen des schlanken Halses, möchte er seine Lippen schlabben...

Sie vermisst noch seine Antwort: «Nun», fragt sie nochmals, «was ist gefällig?» Sie

tut, als kenne sie ihn nicht. Mit einem Ruck reisst er sich aus der Verzauberung.

«Wermuth», sagt er laut, und, während sie das Glas füllt, fährt er mit leiser, nur ihr vernehmbarer Stimme fort: «Francesca, deinetwegen bin ich gekommen.»

«Meinetwegen?» fragt sie erstaunt und zieht die Brauen hoch.

«Jawohl», nickt er und nippt dabei am Glas. «Ich kann nicht ohne dich leben.»

«Sooo?» tönt es langegezogen und wenig ermunternd zurück. «Also gehen wir nach Mailand?»

Ein Schatten huscht über sein Gesicht. «Vorerst will ich mich hier nach Arbeit umsehen, um in deiner Nähe zu sein.»

Sie zuckt die Schultern. «Ich bleibe aber nicht mehr lange hier.»

«Wieso?»

«Habe ich es nicht soeben gesagt? Ich will nach Mailand gehen.»

«Kannst du dir diese Idee nicht endgültig aus dem Kopf schlagen?»

«Fällt mir gar nicht ein», erwidert sie schnippisch. «Und nun lass mich in Ruhe. Ich muss andere Gäste bedienen. Wir sind nicht allein hier.»

«Francesca», stammelte er, «ich muss mit dir reden. Wann kann ich dich allein treffen?»

«Wir schliessen um elf Uhr.»

«Gut, dann warte ich draussen auf dich und begleite dich nach Hause.»

«Schön», nickt sie. «Es sind aber noch zwei Stunden bis dahin.»

«Ich warte trotzdem, Leb wohl so lange.» Er geht, und die Türe fällt mit einem Krach hinter ihm zu.

«Wer war dieser Tölpel?» fragt Giacomo, der Coiffeur.

«Einer aus meinem Dorf», erwidert sie fast ein wenig verlegen.

«Also der erträumte Prinz?» meint er mit einem Anflug von Ironie.

«Der Prinz, der die Prinzessin heimholen will?»

«Unsinn!» fährt sie auf. «Mich holt niemand heim. Merk dir das!»

«Recht so», nickt er. «Nichts geht über die Freiheit. Es lebe die Freiheit!» Er hebt sein Glas und schwenkt es, dass der Wein über die Theke spritzt.

«Bravo!» tönt es von den Tischen. «Giacomo trinkt auf die Freiheit. Lasst uns mit ihm trinken!» Ein junger Bursche mit einer Ziehharmonika springt auf, dreht das Radio ab und beginnt, sich selbst begleitend, einen Schlager zu gröhlen. Alle brüllen den Refrain mit, und Francesca lacht aus vollem Halse. Sie denkt dabei kaum mehr an Felice, dessen unerwarteter Besuch sie nicht in ihrer Ruhe zu stören vermocht hat. Sie ist nicht einmal neugierig auf das, was er ihr zu sagen

haben wird. Es wird wieder die alte Litaneisem. Keinesfalls wird er sie von ihrem Entschluss abbringen können.

Draussen, unter dem Sternenhimmel, wandert Felice zwischen den Häuserreihen auf und ab. Es ist ein kalter Januarabend und in den Strassen liegt Schnee. Das Dorf in den Bergen war ganz verschneit gewesen. Ausgleichend hatte sich die weisse Decke über die letzten Trümmer der verschütteten Häuser geelgt. Auf den Dächern türmten sich weisse, weiche Hauben und in den Kaminen flackerten die Feuer den ganzen Tag.

Der Abstieg ins Tal war äusserst mühsam gewesen, durch kniehohe Schneewehen wadend, über pfadlose Abhänge hinuntertutschend, war er schliesslich auf der Landstrasse gelandet, die sich in langen Serpentin in die Ebene hinunterwand. Es war dieselbe Strasse, auf der Francesca von Felices Blicken gefolgt, vor drei Monaten abgezogen war. Heute schritt er sie selber fürbas, und in seiner Seele kämpften Hoffnung und Zweifel.

Jetzt ist er am Ziel: er hat Francesca gesehen und ist sofort wieder völlig in ihren Bann geraten. Sie ist sich gleich geblieben und wirkt doch irgendwie verändert: reifer, fraulicher als zuvor. Aber die Umgebung, in der sie arbeitet, gefällt ihm nicht. Sie gehört nicht hierher. Wie könnte sie sich in der stickigen, rauchigen Atmosphäre einer Bar wohlfühlen? Sie bildet sich jedenfalls nur ein, dies sei der rechte Platz für sie. Im Grunde gehört sie doch in die alte Heimat, in die Berge hinauf. Ganz wie er. Hier unten wird er sich niemals wohl fühlen, davon ist er überzeugt.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. Die Zeiger wiesen auf neun. Er konnte nicht zwei Stunden lang vor der Bar auf und abgehen. Eintreten und etwas trinken mochte er auch

nicht. Also entschloss er sich für einen Streifzug im Dunkeln. Mechanisch lenkte er seine Schritte zum Bahnhof. Ein südwärts gehender Zug war soeben eingefahren. Es herrschte ein reges Hin und Her, ein Lärm und Getriebe, ein Rufes, Puffen und Drängen. Reisende stürzten aus den Wagen und riefen nach Gepäckträgern, die ihre Koffer in den Zoll befördern sollten; andere sprangen zur Wechselstube, um sich eine andere Valuta zu verschaffen, Mütter rannten hinter ihren Sprösslingen her, kleine Kinder verirrteten sich und weinten herzzerreissend, Hunde kläfften oder winselten, es war ein Trubel und ein Radau, dass Felice beinahe schwindlig wurde. Zeitungsverkäufer boten mit schriller Stimme die Abendblätter an, ein Mann verkaufte belegte Brötchen und Bier, während ein anderer Reisekissen zu vermieten suchte.

Felice setzte sich auf eine Bank und beobachtete mit neugierigen Blicken die Szenen, die sich in stetem Wechsel vor seinen Augen abspielten. Heisst man das leben? fragte er sich. Dieses Hasten und Drängen, dieses rast- und ruhelose Vorwärts? Dieses Suchen und Hetzen und Jagen? Wieviel schöner dünkte ihn das stille, friedliche Dasein oben in den Bergen, wo das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln und das Brausen des Wildbachs allein die Stille störten. Und doch: aller inneren Abneigung zum Trotz vermochte er nicht gleichgültig und unberührt zu bleiben, sondern fühlte sich von dem herrschenden Trubel mitgerissen und aufgewühlt, und, wie nach einer halben Stunde die Reisenden wieder in den Wagen versammelt waren, die Lokomotive einen schrillen Piff aussties und der Zug ins Rollen kam, da stand auch Felice auf dem Bahnsteig und blickte ihm mit grossen Augen nach, in denen etwas wie eine geheime Sehnsucht lag...

Zum erstenmal ahnte er etwas von dem, was in Francesca vor sich gieng. Dort unten liegt Mailand, dachte er, aber der Zug macht auch dort nur vorübergehend halt. Milano-Bologna-Firenze-Roma-Napoli hatte auf den Wagenschildern gestanden. Lauter Namen, die an und für sich nichts sagten, aber dahinter steckte eine ganze Welt, eine neue, unbekannte Welt, die zu entdecken jene Menschen auszogen. Vergnügungsreisende, die der Sonne und Wärme des Südens entgegenfuhren, Geschäftsleute, die reisten, um Geld zu machen, aber jedenfalls keine Menschen wie Francesca und er, die ihre Heimat für immer verlassen wollten, um mit nichts als Abenteuerlust und Wagemut ein neues Leben zu beginnen. Nichts als Wagemut und Abenteuerlust? Nein, er übertrieb, er konnte etwas, er war Maurer und würde Arbeit finden. Sein kleines ererbtes Kapital wollte er nicht angreifen. Francesca ihrerseits war auch überzeugt, Arbeit zu finden. Eigentlich wusste er nicht recht, was er wollte. Im Heimatdorf ohne Francesca... das war unmöglich... Hier unten aber gefiel es ihm auch nicht. Also, warum sollte man es nicht mit Mailand versuchen? Man könnte ja immer wieder zurückkehren. Zurückkehren, ja... Etwa wie Francescas Grossvater? Nein, nein, das dürfte nicht sein. Er war ja kein Abenteuerer, sondern ein Arbeiter. Er würde sicher etwas finden. Wohl fürchtete er sich vor der Stadt... aber er würde ja nicht allein dort sein. Francesca würde sein Leben teilen, mit ihr an seiner Seite würde ihm alles leicht fallen, ohne sie aber...

Noch lange schritt er auf dem Bahnsteig auf und ab, sah Menschen kommen und gehen, Güterzüge ein- und ausfahren, redete hie und da ein Wort mit einem Gepäckträger, einem Bahnbeamten oder Zeitungsverkäufer und geriet allmählich ganz in den Bann dieser betriebsamen Kleinwelt, die ein Grenzbahnhof ausmacht. Als die Uhr auf elf gieng, machte er schliesslich kehrt und verliess das Stationsgebäude, um seine Schritte zu der Bar zu lenken. Die paar Stunden des Alleinseins, inmitten der hastenden, drängenden, unternehmungslustigen und schaffenden Menschenmenge, hatten ihn innerlich gewandelt, das heisst, er hatte sich endlich zu einem Entschluss durchgerungen. Und diesen Entschluss wollte er Francesca mitteilen.

Da tauchte sie bereits im Türrahmen der Bar auf und kam ihm raschen Schrittes entgegen. Sie hatte immer noch denselben geschmeidigen, leicht wiegenden Gang, und er entsann sich, wie er ihr vor wenigen Monaten von der Höhe des Dorfes nachgeblickt hatte. Damals war er ein Unentschlossener, ein Wankender gewesen; in den darauf folgenden Monaten ein mit sich selbst Ringender, vergeblich nach einem Ausweg Suchender. In dieser letzten Stunde hatte er endlich den Weg gefunden, den er gehen musste; nicht, dass dieser Weg an sich ihn gelockt hätte, im Gegenteil, aber er führte schliesslich als einziger zu dem ersehnten Ziel: Francesca. Wie sie so im Mondschein daherkam, ein Lächeln auf den roten Lippen, dünkte sie ihn verlockender denn je, und er eilte mit ausgestreckten Armen auf sie zu, beinahe, als wollte er sie an seine Brust schliessen.

«Da bist du endlich», war alles, was er

Sie können gleich darauf warten

die beiden abgebildeten Königspinguine nämlich, die sich in der Mauser befinden, und die anscheinend ganz beschäftigungslos da herumstehen. Es dauert nur knapp zwei Wochen, bis sich das ganze Federkleid ersetzt, und so

lange müssen die Pinguine schon warten; denn schwimmen können sie ohne das dicke Federwachs nicht, fischen demzufolge erst recht nicht, und so bleibt ihnen wirklich nichts anderes übrig, als herumzulungern und die Federn wachsen zu lassen. Aber sie haben sich vorher dick und rund gefressen, so dass sie nicht verhungern.

Eine etwas «unpraktische» Art zu mausern, möchte man hierzu sagen; aber dennoch von der Natur nicht eben schlecht eingerichtet. Der Pinguin braucht ja keine langen Flugfedern zu bilden, und bei dem raschen Federwachstum vermag er die ganze Mauser wirklich auf einmal abzuwickeln. Andere Vögel mausern monatlang und ganz allmählich, Feder um Feder, so dass meist die Flugfähigkeit gewahrt bleibt. In seiner südarktischen Heimat hat der Pinguin keine Feinde (ausser dem Menschen), so dass er auch in dieser Beziehung unbesorgt sein kann, wengleich er das Schwimmen — und somit seine Hauptfortbewegung — während der Mauser aufgeben muss. Das Bild zeigt deutlich, wie unter dem alten Pelz das neue Kleid schon angezogen ist; und wenn es auch noch recht knapp erscheint, so braucht der Vogel doch keineswegs nackt herumlaufen.

Pinguine aus dem Basler-Zoo (Photo J. Uhler)

hervorbrachte», wirst du immer erst so spät fertig?»

«Meistens», erwiderte sie lachend, «zuweilen auch noch später.»

«Gefällt dir dieses Leben?»

«Warum nicht? Schliesslich ist es ja auch nur eine vorübergehende Beschäftigung. Und du: Wie gefällt dir der Ort? Ich nehme an, du hast die Zeit ausgenützt, dich umzusehen... im Mondschein.»

«Ich bin nur am Bahnhof gewesen.»

«Am Bahnhof? Doch nicht die ganze Zeit?»

«Doch», nickte er, «die ganze Zeit.»

«Und?»

«Ich habe über die Zukunft nachgedacht.»

«Eine sehr nützliche Betätigung», meint sie ein wenig sarkastisch. Und zu welchem Ergebnis bist du dabei gelangt?»

«Dass ich mit dir nach Mailand gehe.»

«Ist das dein Ernst, oder willst du mich zum besten halten?»

«Aber nein. Wenn es doch deine Bedingung ist. Heiraten wir, und fahren wir in Gottes Namen hinunter.»

Sie wirft ihm einen langen, prüfenden Blick zu. «Schön», meint sie dann, «fahren wir hinunter. Mit dem Heiraten hat es noch Zeit. Erst musst du eine sichere Arbeit finden. Man kann doch nicht ins Blaue hinein heiraten.»

Er hätte einwenden wollen, dass er ja immer noch das Grundstück und den Rebberg und die Maisfelder besass und dazu ein wenig Geld. Aber er tat es nicht, vielleicht weil er befürchtete, sie könnte ihn dazu bewegen wollen, seinen Besitz zu veräussern. Und das wollte er auf keinen Fall tun. Daran dachte sie zwar nicht, aber ein anderer Gedanke war ihr durch den Kopf geschossen: wenn wir heiraten, ist er am Ende imstande, die Pläne umzuwerfen und zwingt mich ins Dorf zurück. Und das wäre das Letzte....

Ueber sein Gesicht ist ein Schatten geflogen. «Wenn ich dich heirate, werde ich auch für dich sorgen», entgegnete er trotzig. «Mit meiner Hände Arbeit werde ich dich versorgen.» Und er streckt seine sehnigen, braunen Hände vor, wie um ihr zu beweisen, dass die nötige Kraft in ihnen vorhanden sei.

Sie zuckt die Achseln: «An gutem Willen wird es dir gewiss nicht fehlen», meint sie ein wenig gönnerhaft. «Aber es wird dennoch besser sein, wir suchen anfangs beide getrennt nach einer Beschäftigung. Nachher wird sich schon alles finden.»

Er ist zu unerfahren und zu vertrauensselig, um einzusehen, dass hinter ihrem scheinbar liebenswürdigen Optimismus eine gute Portion Selbstsucht steckt. Er wird mir hinunterhelfen», denkt sie, «und ich werde todsicher etwas finden. Sollte er aber kein Glück haben, so kann er ja immer wieder heimkehren — ohne mich. Bin ich aber einmal gebunden, dann...»

IV

Ein eiskalter Wind jagt durch die lombardische Ebene, zaust die kahlen Baumwipfel, rüttelt an Fenstern und Türen, treibt den Rauch der Schloten in wirbelnden, grauen Fet-

zen durch die Lüfte, fegt Papierfetzen, abgebrochene Aeste und vermodertes Laub in wildem Durcheinander durch Gassen und Strassen, reisst zuweilen ein paar Ziegel von den Dächern und schleudert sie mutwillig in Scherben zu Boden...

Wie eine schwarze Riesenschlange ringelt der Zug sich an Feldern und Dörfern vorüber; seine Fahrt vermag selbst der ärgste Sturm nicht zu hemmen, ungehindert braust er vorwärts, seinem Ziel entgegen. Menschen sitzen hinter geschlossenen Wagenfenstern und blicken hinaus, zuweilen winken sie im Vorüber-sausen einem einsamen Wanderer, der atemlos und erschöpft gegen den Sturm ankämpft, teilnahmsvoll zu.

Augenblicklich sind Francesca und Felice die einzigen, die sich im Seitengang ihres Drittklasswagens aufhalten; ihre Mitreisenden sitzen in Bücher vertieft, hinter Zeitungen verschanzi oder in lebhaftes Gespräche verwickelt in ihren Abteilen. In einem Anfall jugendlichen Uebermuts reisst Francesca plötzlich das Fenster herunter und streckt den Kopf hinaus. Sofort packt der Wind sie mit eisigen Fingern beim Schopf, zaust und zerrt ihre Locken, die flattern und wehen wie schwarze Fahnen. Mit einem Ruck zieht Felice sie vom Fenster zurück.

«Bist du toll geworden?» fragt er entrüstet. «Wenn ein Zug uns begegnet, kann das Hinauslehnen lebensgefährlich werden. Du siehst doch, dass es verboten ist.»

«Angsthase!» entgegnet sie schnippisch. «Ich bin doch kein Kind.»

«Jedenfalls benimmst du dich wie ein solches», schilt er lächelnd und legt den Arm um sie. Er fühlt sich wohl in seiner neuen Beschützerrolle. «Sie braucht mich», denkt er, «wenn sie es auch vielleicht selbst nicht einmal weiss.» «Wie er sich aufspielt», denkt sie, «ganz als ob ich bis heute nicht ohne ihn zu-recht gekommen wäre! Nun, wir werden ja sehen, in Mailand...»

Die Türe des benachbarten Abteils öffnet sich; ein schlanker, hochaufgeschossener Herr in grauem Tweedanzug kommt heraus, brennt eine Zigarette an und stellt sich ans Nebenfenster. Sein Blick streift eine flüchtige Sekunde Felices Gestalt und heftet sich alsdann auf Francescas Profil. Sie spürt diesen Blick und dreht dem Fremden das Gesicht zu. Dabei begegnen sich ihre Augen, und Francesca liest unverhohlene Bewunderung in denen des Unbekannten, eine Bewunderung, die sie wohl leicht erröten, nicht aber die Lider senken lässt. Langsam, prüfend betrachtet der Mann ihre jugendliche Gestalt, es ist, als wolle er jeden geheimen Reiz ihres Körpers abtasten. Ihr ist plötzlich, als stünde sie nackt da, nackt vor einem Fremden...

Neben ihr aber lehnt Felice und blickt zum Fenster hinaus. Er hat seinen besten Anzug an und trägt ein paar neue, gelbe Schuhe. Seine Krawatte leuchtet rot, und der Filzhut, den er sich am Vorabend angeschafft hat, steht ihm gut zu Gesicht. Dennoch merkt man ihm den Bauern an. Verglichen mit dem Fremden wirkt er wie ein unbeholfener Tölpel. Francescas Blick, der ihn von der Seite mustert, ist ein klein wenig spöttisch. Wahrscheinlich weilt er in der Erinnerung wieder in seinem Dorf, während ihre Gedanken erwartungsvoll vorwärtseilen, dem grossen, unbekanntem Ziel entgegen.

Mit einem jähen Ruck hält der Zug an einer Station.

Felice erwachte aus seinen Grübeleien: «Komm Francesca», mahnt er, «lass uns im Abteil unsere Butterbrote essen.»

«Ich bin nicht hungrig», erklärte sie unwirsch. Sie empfindet es schmächtig, vor dem Fremden an ihren Proviand erinnert zu werden. Er sieht so vornehm aus und isst sicher keine mitgebrachten Butterbrote im Zug.

Aber Felice gibt nicht so leicht nach: «Un-sinn! du musst essen. Wir können die Butterbrote nicht in Mailand herumschleppen, und wir werden weder Zeit noch Gelegenheit finden, sofort ein Restaurant aufzusuchen.» Mit milder Gewalt zieht er sie vom Fenster fort. Beinahe hilflos blickt sie den Fremden an. Dieser nickt ihr lächelnd zu, und sie erwidert dieses Lächeln ein klein wenig wehmütig.

Drinne im Abteil wendet sich Felice an Francesca. «Wieso kommst du dazu, diesen fremden Menschen anzulächeln?»

Trotzig wirft sie den Kopf in den Nacken: «Du wirst mir wohl nicht verbieten wollen, andere Leute anzuschauen?»

«Nein, aber du hast so merkwürdig gelächelt. Und übrigens gefällt der Kerl mir nicht. Er hat eine Art, dich anzusehen...»

«Also hat er es doch gemerkt», denkt sie erstaunt. Laut fragt sie: «Eifersüchtig?»

«Quatsch. Aber es passt mir einfach nicht. Verstanden? Da iss», mahnt er dann und reicht ihr ein Schinkenbrot. Nun, da der Fremde nicht mehr in der Nähe ist, beisst sie herzhaft in ihr Brot. Sie hat wahrhaftig Hunger, und es schmeckt ihr.

Auf Felices Stirn steht eine Falte. Francesca ungenierte Art dem Fremden gegenüber hat ihm missfallen. Er empfand es beinahe wie eine Art Verschwörung gegen ihn.

(Fortsetzung folgt)



Während der obere Teil des Pfnwaldes einen dichten Forst aus gedrungenen Stämmen bildet, ist der untere, zufolge eines Waldbrandes, den Hirten vor ca. 120 Jahren verursachten, dürrig und locker